

THOR
HEYERDAHL

KON
TIKI

EIN FLOSS
TREIBT ÜBER
DEN PAZIFIK



ullstein

Das Buch

Thor Heyerdahl reiste nach Polynesien, um herauszufinden, wie Tiere mit Wind und Strömung auf die Ozeaninseln hatten gelangen können. Zurück aber kam er mit einer umstrittenen Theorie darüber, wie Menschen in vorgeschichtlicher Zeit diese Insel erreicht hatten. Allen Voraussagen von Wissenschaftlern und Seefahrern zum Trotz bewies er, daß eine Fahrt über den Pazifischen Ozean zur damaligen Zeit möglich war. Mit einem südamerikanischen Balsaholzfloß, von dem Forscher behaupten, es müsse sinken, wenn es nicht regelmäßig an Land getrocknet wird, erreichte er nach 101 Tagen sein Ziel.

Der Autor

Thor Heyerdahl (1914–2002) wurde in der norwegischen Hafenstadt Larvik geboren. Er studierte Zoologie, Geographie und pazifische Ethnographie. Seit 1937 unternahm er zahlreiche Reisen, darunter 1947 die Kon-Tiki-Expedition, die ihn berühmt machte. Seine Bücher wurden zu internationalen Bestsellern. Seit 1990 lebte Heyerdahl auf den Kanarischen Inseln, wo er die Stufenpyramiden von Güimar entdeckte.

Vorwort von Thor Heyerdahl und Donald P. Ryan

Übersetzt von Friederike Arnold

Die einen glauben an Schicksal, die anderen nicht. Manchmal haben wir den Eindruck, daß unsichtbare Hände uns mit Fäden lenken. Aber wir sind weiß Gott nicht für ein Leben als Marionetten geschaffen. Wir können die Fäden selbst in die Hand nehmen und an jedem Scheideweg einen neuen Kurs einschlagen oder an jeder noch so kleinen Abzweigung einen Abstecher ins Unbekannte unternehmen.

Auf den folgenden Seiten wird die Geschichte eines jungen Mannes erzählt, der sich an den Rand gedrängt fühlte, bis er die Schicksalsfäden in die eigene Hand nahm. Wenn ich heute die von mir verfaßte Geschichte lese, fällt mir wieder der entscheidende Augenblick meines Lebens ein. Als eingefleischte Landratte fürchtete ich mich vor Wasser, das mir höher als bis zum Hals ging, doch auf einmal durchschnitt ich alle meine Verbindungen zum Festland und wagte mich auf den größten und tiefsten Ozean der Erde hinaus, ließ mich auf ein unbekanntes Abenteuer mit ungewissem Ausgang ein. Von da an reihte sich in meinem Leben – wie Perlen auf einer Schnur – eine abenteuerliche Fahrt an die andere. Da man selten Austernperlen auf einem Teller serviert bekommt, muß man selbst danach tauchen. Obwohl ich nichts für spannende Erlebnisse an sich übrig habe, scheue ich ein Abenteuer nicht, wenn ich auf eines stoße.

Ich hatte eine behütete Kindheit. Ich war ein Träumer. Die Zeit auf der Universität verbrachte ich mit dem Studium von Mensch und Tier. Eigentlich studierte ich Zoologie an der Universität von Oslo, aber am liebsten saß ich in der Osloer Kroepelins Bibliothek und beschäftigte mich mit dem Leben der Einwohner in der Südsee. Die Kroepeliens Bibliothek ist die größte private Sammlung mit Büchern über Polynesien (später wurde sie in die Bibliothek des Kon-Tiki-Museums in Oslo eingliedert). Und obgleich ich ein Bücherwurm war und nicht schwimmen konnte, fuhr ich 1937 als frischgebackener Ehemann mit meiner Frau nach Polynesien, wo wir, ohne jeglichen Kontakt zur Außenwelt, auf der mit dichtem Dschungel bewachsenen Insel Fatu Hiva lebten.

Dort in Polynesien wollte ich herausfinden, wie die Tiere, dem Wind und den Strömungen ausgesetzt, auf die Inseln im Pazifik gelangt waren. Zurück kehrte ich mit einer kontroversen Theorie, wie die Menschen in vorgeschichtlicher Zeit diese Inseln erreicht hatten.

Die Wissenschaftler waren stets davon ausgegangen, daß die Menschen früher von Südostasien dorthin gesegelt oder gepaddelt waren. Ich stimmte nicht mit ihnen überein. Die vorherrschenden Winde und Meeresströmungen hätten sie daran gehindert, den Weg von Osten her einzuschlagen. Allerdings gab es zwei Wege übers Meer nach Polynesien: der eine verlief von Südostasien über den Nordwesten von Amerika nach Hawaii, der andere von Südamerika direkt zum östlichen Polynesien.

Dieses Buch erzählt die Geschichte von sechs jungen Männern, die die allgemeine Auffassung der Wissenschaftler widerlegten und bewiesen, daß von Südamerika aus eine Fahrt zu Wasser in vorgeschichtlicher Zeit möglich war. Unser südamerikanisches Balsafloß, von dem die Forscher behaupteten, daß es sinken würde, wenn es nicht regelmäßig an Land trocknete, hielt sich auf dem Wasser wie ein Korken. Wie sich herausstellte, war Polynesien, das auf dem Seeweg von Amerika aus als zu weit entfernt galt, für die peruanischen Eingeborenen gut erreichbar.

Die Expedition mit der Kon-Tiki hat mir die Augen für die wahre Bedeutung des Meeres geöffnet: Es ist kein isolierendes, sondern ein verbindendes Element, das dem Transport dient. Bereits als das erste seetüchtige Fahrzeug gebaut wurde, diente das Meer dem Menschen als Hauptverbindungsweg, lange bevor der Mensch das erste Pferd zähmte, das Rad erfand und sich einen Weg durch den jungfräulichen Dschungel bahnte.

Thor Heyerdahl

1. September 1986

Im April 1947 wurde vor der Küste Perus im Pazifik ein Floß aus Balsaholz zu Wasser gelassen. Die ungewöhnlich zusammengewürfelte Mannschaft aus Skandinavien leitete ein Mann, der kaum schwimmen konnte. Die Überfahrt auf dem nicht erprobten Wasserfahrzeug dauerte einhundertundeins Tage. Das Floß namens *Kon-tiki*, das auf ein Riff in Polynesien prallte, wurde bald zu einem Begriff und im gleichen Atemzug mit seinem »Kapitän« Thor Heyerdahl genannt, geboren 1914 im norwegischen Larvik. Scheinbar ein lächerliches Unterfangen, hatte man die Reise sorgfältig als Experiment geplant. Das Ziel war, die Möglichkeiten der Seefahrer in vorgeschichtlicher Zeit auszuloten. Gleichzeitig stellte die Überfahrt der Kon-tiki einen Paukenschlag dar, der die vorherrschende wissenschaftliche Theorie in ihren Grundfesten erschütterte.

Heyerdahls großartiger Bestseller über diese Expedition, *Kon-Tiki*, wurde von dem norwegischen Verlag Gyldendal 1948 zum ersten Mal veröffentlicht und ist seither in über sechzig Sprachen übersetzt worden. Ein Dokumentarfilm, der die außergewöhnliche Geschichte dieser extrem riskanten Expedition erzählt, faszinierte Zuschauer weltweit. Der Film gewann 1951 einen Oscar.

Viele Anthropologen verwarfen Heyerdahls Theorie sofort und nahmen das Vorhaben der Kon-Tiki nicht ernst, das für sie eher ein Abenteuer als eine wissenschaftliche Expedition war. Noch weniger behagte ihnen, dass Heyerdahl, ein Zoologe und somit Außenseiter, mit seiner gegensätzlichen Betrachtungsweise und seinen neuartigen Methoden so viel Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit erregte. Der Norweger verfasste darüber hinaus eine wissenschaftliche Abhandlung: *American Indians in the Pacific. The theory behind the Kon-Tiki expedition*. Darin legte er ausführlich seine Ideen dar, die ihn zu dieser Reise veranlasst hatten. Und die Expedition war keine einmalige Angelegenheit, denn danach haben viele Abenteurer ein ähnliches Floß gebaut und es westlich im Pazifik zu Wasser gelassen, und auch diese Reisen waren sehr häufig von Erfolg gekrönt.

Heyerdahl rief zudem wissenschaftliche Projekte ins Leben, die seine Theorien über die frühe Befahrung des Pazifiks und die damit verbundenen kulturellen Einflüsse untermauern sollten. 1953 wurde auf den Galápagos Inseln, circa 965 Kilometer vom Festland entfernt, bei Ausgrabungen präkolumbianische Keramik aus Südamerika entdeckt. Außerdem legte eine große Expedition (1955–1956) zu der rätselhaften Osterinsel einen Grundstein für die weitere archäologische Arbeit dort.

Schließlich weiteten sich Heyerdahls Interessen aus, und er beschäftigte sich mit der vorgeschichtlichen Nutzung der Ozeane im Allgemeinen. Seiner Ansicht nach stellten die Ozeane in erster Linie nicht unbedingt eine Bedrohung oder eine Gefahr dar, sondern konnten ohne Weiteres von den Ureinwohnern, die sich an den Strömungen und dem Wind orientierten, in einfachen Schiffen überquert werden. Ab 1969 ließ Heyerdahl drei weitere schwimmfähige Versuchsboote aus Schilf bauen, ein Wasserfahrzeug, das man in vielen Kulturen findet. *Ra I* und *Ra II* brachen von der Nordwestküste Marokkos auf, und die *Ra II* hatte Erfolg und erreichte die Neue Welt nach siebenundfünfzig Tagen. Ein anderes Schilfboot, die *Tigris*, war monatelang unterwegs, um zu beweisen, dass auf dem Seeweg zwischen den drei Zentren der Zivilisation eine Verbindung bestand: Mesopotamien, dem Indus-Delta und Ägypten.

Durch die Reisen auf seinen Versuchsschiffen wurde Heyerdahl zum unmittelbaren Zeugen, wie die Verschmutzung der Meere ein erschreckendes Ausmaß annahm, und er setzte sich zunehmend für den Umweltschutz weltweit ein. Da Heyerdahl für die *Ra I* und die *Ra II* eine internationale Crew anheuerte, bestehend aus Mitgliedern verschiedener ethnischer Gruppen mit unterschiedlichen politischen und religiösen Gesinnungen, stellten seine Seereisen auch ein soziales Experiment dar. Damit wollte er demonstrieren, dass Menschen mit unterschiedlicher Herkunft fähig sind, zu kooperieren, egal, ob auf einer kleinen schwimmenden Insel aus zusammengebundenem Schilf oder auf unserem Planeten. Als Vertreter des Humanitätsgedankens wie auch als Naturschützer verschaffte er sich den Respekt zahlreicher Regierungschefs auf der ganzen Welt, die seinen ausgeprägten Kameradschaftsgeist und seine scharfsinnigen Erkenntnisse schätzten. Die Öffentlichkeit informierte er weiterhin über seine Ideen und Abenteuer, indem er Vorträge hielt und Bücher schrieb. Da ich Thor Heyerdahl wirklich gut kannte, kann ich nur bestätigen, dass er ein äußerst mitfühlender Mensch mit großen intellektuellen Fähigkeiten war, der in wissenschaftlichen Fragen einen eigenen kreativen Ansatz verfolgte und sich sehr um den gegenwärtigen und zukünftigen Zustand der Menschheit und der Natur sorgte.

Während seiner langen Laufbahn hat Heyerdahl zudem archäologische Ausgrabungen auf den Malediven, in Peru, auf den Kanarischen Inseln und Russland durchgeführt. Seine Herangehensweise war die eines unabhängigen Denkers, der sich nicht scheute, seinen Stand-

punkt gegen die Mehrheit zu verteidigen, wenn er das Gefühl hatte, auf der richtigen Spur zu sein. Seine Forschungsmethoden waren interdisziplinär, und er bezog renommierte Experten mit unterschiedlichen Standpunkten mit ein. Wenn er irgendwo arbeitete, respektierte er die lokalen Traditionen, die für ihn aus historischer Sicht wertvolle Quellen darstellten. Heyerdahl versuchte insbesondere die intellektuellen Hürden zu überwinden, die der Zusammenarbeit von Menschen auf der Suche nach derselben Wahrheit im Weg standen. Er sagte einmal: »Barrieren? Für mich hat es nie welche gegeben, aber anscheinend existieren sie in den Köpfen der Menschen.«

Thor Heyerdahl starb 2002, und er gehört nun zu den größten Entdeckern des zwanzigsten Jahrhunderts. Einst von Wissenschaftlern verschmäht, gilt die sogenannte experimentelle Archäologie nun als seriöser Forschungsansatz, deren Grundstein Thor Heyerdahl legte. Während wissenschaftliche Theorien kommen und gehen oder aufgrund von neuen Entdeckungen revidiert werden, verfestigt sich Heyerdahls Grundgedanke, dass die Meere schon vor Tausenden von Jahren als Transportwege genutzt wurden, aufgrund von Belegen für Seefahrt in vorgeschichtlicher Zeit.

Das Buch *Kon-Tiki*, ein Meisterstück der Entdeckungs- und Abenteuerliteratur, hat die Zeiten überdauert. Seit Jahren inspiriert es Generationen von Lesern und regt dazu an, Denkschranken zu überwinden (auch den Verfasser und Archäologen). Obwohl viele davon ausgehen, dass sich die Welt verkleinert, halten der Planet und das ihn umgebende Universum noch viele Entdeckungen bereit. Thor Heyerdahl würde mir zustimmen. Und auf den Seiten dieses erstaunlichen Buches führt uns eine Gruppe mutiger Männer auf einem primitiven Floß diese Möglichkeit vor Augen.

Donald P. Ryan

Tacoma, Washington, 28. Februar 2011

Donald P. Ryan, Ph.D., arbeitet an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Pacific Lutheran University und ist Fellow des Explorer Club und der Royal Geographical Society. Außerdem war er während der letzten Jahre des abenteuerreichen Lebens des berühmten norwegischen Entdeckers Thor Heyerdahl dessen Forschungsmitarbeiter. Wie viele andere auch inspirierte ihn in Jugendjahren die Lektüre von *Kon-Tiki*, eine Laufbahn als Forscher einzuschlagen.

1 Eine Theorie

Ein Rückblick. Der Alte auf Fatuhiva. Wind und Strömung. Auf der Jagd nach Tiki. Woher kamen die Polynesier? Rätsel der Südsee. Theorien und Tatsachen. Legenden um Kon-Tiki und die weiße Rasse. Kriegsausbruch.

Ein Mensch kann sich manchmal in merkwürdigen Situationen wiederfinden. Er kann geradewegs und auf die natürlichste Weise hineingeraten sein. Aber wenn er dann darinsteckt, wundert er sich plötzlich sehr und fragt sich, wie er das nur fertiggebracht hat.

Es soll zum Beispiel vorkommen, daß einer auf einem Floß in See sticht mit einem Papagei und fünf Kameraden an Bord. Da ist es dann unausbleiblich, daß er – früher oder später – eines schönen Morgens draußen auf dem Meer erwacht, vielleicht ein wenig besser ausgeruht als gewöhnlich, und nachzudenken beginnt.

So saß ich an einem solchen Morgen und schrieb in ein durchfeuchtetes Logbuch:

»17. Mai. Schwere See. Guter Wind. Heute bin ich Koch und fand sieben fliegende Fische auf Deck, einen Tintenfisch auf dem Dach und einen unbekanntem Fisch in Torsteins Schlafsack . . .«

Da stockte der Bleistift, und der Gedanke schlich sich ein: Es ist im Grunde ein komischer 17. Mai, ja, im ganzen genommen auch ein höchst eigenartiges Dasein – nichts als Himmel und Meer rundum. Wie fing das eigentlich an?

Wenn ich mich nach links wendete, hatte ich freien Ausblick auf die mächtige blaue See mit ihren schäumenden Wogen, die sich in endlosem Lauf vorbeiwälzten, einem ewig weichenden Horizonte nach. Wenn ich mich nach rechts drehte, sah ich in das Innere einer dämmrigen Hütte, die seit Wochen unsere Heimstatt war. Dort lag ein bärtiges Individuum auf dem Rücken, las Goethe und grub seine bloßen Zehen nachdenklich zwischen die Querleisten des niedrigen Bambusdaches.

»Bengt«, sagte ich und verjagte den grünen Papagei, der es auf mein Logbuch abgesehen hatte, »kannst du mir, zum Teufel, sagen, wie wir auf dies verfallen sind?«

Goethe versank unter dem rotblonden Bart.

»Verdammt noch mal, das mußt du ja wohl selbst am besten wissen, das war ja deine blöde Idee. Aber mir gefällt sie ganz ausgezeichnet!«

Er schob seine Zehen drei Sprossen weiter hinauf und wandte sich

wieder Goethe zu. Vor der Hütte arbeiteten drei andere Kerle in der prallen Sonne auf dem Bambusdeck. Sie waren halbnackt, braungebrannt und bärtig, mit Salzkrusten über dem Rücken und mit einer Miene, als hätten sie nie etwas anderes getan, als den Pazifik auf einem Floß überquert. Da zwängte sich Erich durch die Türöffnung herein mit seinem Sextanten und einem Bündel Papier in der Hand:

»Neunundachtzig Grad und sechsundfünfzig Minuten West, acht Grad und zehn Minuten Süd. Gute Fahrt in den letzten Tagen, Jungens!«

Er packte meinen Bleistift und zeichnete einen winzigen Kreis auf eine Karte, die an der Bambuswand hing, einen winzigen Kreis am Ende einer Kette von neunzehn anderen, die sich von der Hafenstadt Callao an der peruanischen Küste zu unserem Standpunkt herüberschwang. Hermann, Knut und Torstein kamen ebenfalls eifrig hereingekrochen, um den neuen kleinen Kreis zu bewundern, der uns um gute vierzig Meilen näher an die Südseeinseln heranbrachte als der vorige.

»Jungens, seht her!« rief Hermann stolz, »damit sind wir 1570 Kilometer von der peruanischen Küste weg!«

»Und haben nur mehr 6430 Kilometer bis zur nächsten Insel vor uns«, setzte Knut vorsichtig hinzu.

»Und um ganz genau zu sein«, sagte Torstein, »5000 Meter über dem Meeresgrund und etliche Faden unter dem Mond!«

Damit wußten wir nun alle zur Genüge, wo wir waren, und ich konnte fortfahren, über das Warum nachzudenken. Der Papagei war es auch zufrieden und begann wieder an dem Logbuch zu ziehen. Und das Meer war so rund und himmelumkränzt, blau in blau, wie zuvor.

Vielleicht begann das Ganze im letzten Winter in der Direktion eines New Yorker Museums. Oder vielleicht begann es bereits vor zehn Jahren auf einer kleinen Insel der Marquesas-Gruppe mitten im Stillen Ozean. Vielleicht würden wir auf derselben Insel landen, wenn uns der Nordost nicht weiter nach Süden treiben sollte auf die Tahiti- und Tuamotu-Gruppe zu. Ich konnte die kleine Insel deutlich vor mir sehen mit den rostroten, kahlgefegten Bergspitzen, dem grünen Dschungel, der sich die Hänge herunterzog, und den schlanken Palmen am Strande, die sich ewig im Winde wiegten. Die Insel hieß Fatuhiva, und es lag kein Land zwischen ihr und der Stelle, an der wir jetzt im Meere trieben, aber sie war doch einige Tausende von Seemeilen

entfernt. Ich konnte das schmale Oula-Tal vor mir sehen, wie es sich gegen das Meer öffnete, und weiß noch, wie wir an dem einsamen Strand saßen und Ausschau hielten über das endlose Meer, Abend für Abend. Ich war damals auf Hochzeitsreise, nicht unter bärtigen Seeräubern wie jetzt. Wir sammelten allerlei Tiere und Götterbilder und sonstige Erinnerungen einer ausgestorbenen Kultur. Ich erinnere mich so gut an einen bestimmten Abend. Die zivilisierte Welt war unendlich fern und unwirklich. Wir hatten als einzige Weiße fast ein Jahr auf der Insel gelebt und hatten die Errungenschaften der Zivilisation mit all ihren Segnungen und Übeln gleich gern über Bord geworfen. Wir wohnten in einer Art Pfahlbau, den wir uns unter den Palmen an der Küste errichtet hatten, und aßen, was der Tropenwald und der Ozean uns boten.

Wir gingen in eine harte, aber praktische Schule und bekamen Einblick in die vielen merkwürdigen Probleme des Pazifik. Ich glaube, daß wir sowohl seelisch als auch körperlich oft auf den Spuren der ersten primitiven Menschen wandelten, die diese Inseln von einer unbekannt-ten Heimat her erreichten und deren polynesischen Nachkommen frei über ihr Inselreich herrschten, bis unsere eigene Rasse kam, die Bibel in der einen Hand, Gewehr und Schnapsflasche in der anderen.

An jenem Abend nun saßen wir, wie schon so oft vorher, im Mondschein unten am Strand, das Meer zu unseren Füßen. Hellwach und erfüllt von unserer abenteuerlichen Umwelt, ließen wir uns keinen Eindruck entgehen. Wir sogten den starken Brodem des Dschungels ein, gemischt mit der würzigen Salzlucht des Meeres. Wir horchten auf den Wind, der im Gefieder der Palmen und im dichten Laubwerk rauschte. Aber immer wieder wurde alles überdröhnt von der heranrollenden schweren Dünung, vom Donnern der Brecher, die sich am Geröll des Strandes in tausend schäumende Wirbel zerschlugen. Das war ein Tosen und Brausen und Versprühen in Millionen glitzernden Tropfen, bis sich die See wieder beruhigte und zurückzog, um sich aufs neue zu sammeln zum nächsten Angriff auf die nie bezwungene Küste.

»Merkwürdig«, meinte Liv, »auf der anderen Seite der Insel gibt es niemals solche Brandung.«

»Nein«, sagte ich, »hier ist ja auch die Windseite, da steht die See direkt drauf.«

Und so saßen wir wieder da und bewunderten das Meer, das anscheinend nicht aufhören wollte vorzuführen, woher es eigentlich kam, hereinrollend von Osten, von Osten, von Osten! Es war der

ewige Ostwind, der Passat, der die Meeresfläche aufwühlte, sie vor sich herrollte über den östlichen Horizont herauf, hierher auf die Inseln zu, wo die Wogen sich endlich brachen zwischen Klippen und Rif- fen, während sich der Ostwind nur ein wenig höher hob und über die Küste, die Wälder und die Berge ungehindert seinen Weg nach Westen fortsetzte, von Insel zu Insel bis gegen Sonnenuntergang. So waren auch seit Anbeginn der Zeiten die leichten Wolkengebilde von Osten her über die Inseln hinweggezogen. Die ersten Menschen, die diese Inseln erreichten, wußten wohl genau, wie es sich damit verhielt, ebenso wußten es Vögel und Insekten. Auch die Vegetation der Eilande war vollständig von diesem Gesetz beherrscht. Es war uns wohl bewußt, daß weit, weit hinter dem Horizont dort im Osten, wo die Wolken aufstiegen, Südamerikas offene Küste lag. Es waren achttausend Kilometer bis dahin, achttausend Kilometer nichts als blanker See.

Wieder verloren wir uns an die treibenden Wolken und an das vom Mondlicht überflutete Meer. Da begann der alte Eingeborene, der halbnackt vor uns hockte und in die sterbende Glut einer kleinen, ausgebrannten Feuerstelle starrte, zu sprechen:

»Tiki«, sagte der Alte geheimnisvoll, »war Gott und Häuptling zugleich. Tiki war es, der unsere Vorfäter auf die Inseln gebracht hat, auf denen wir heute leben. Früher wohnten wir in einem großen Lande weit hinter dem Meer.«

Er stocherte mit einem Zweig in der Glut, um ihr Erlöschen zu verhindern. In sich zusammengesunken hockte er da und sann, ein uralter Mann, der noch in der Vorzeit lebte und ihr mit allen Fasern seines Wesens verhaftet war. Er verehrte seine Vorfäter, wußte um ihr Schicksal bis in die Zeiten der Götter und wartete darauf, sich mit ihnen wieder zu vereinigen. Tei Tetua war der letzte Überlebende von all den ausgestorbenen Stämmen auf Fatuhivas Ostküste. Er wußte nicht, wie alt er war, aber seine runzlige, borkigbraune Haut sah aus, als hätten Sonne und Wind sie in hundert Jahren gegerbt. Er war sicher einer von den wenigen auf diesen Inseln, die sich noch an die Sagen um ihre Väter und Vorfäter und den großen polynesischen Häuptlingsgott Tiki, den Sohn der Sonne, erinnerten und daran glaubten.

Als wir in dieser Nacht in unserem winzigen Pfahlbau in die Koje krochen, spukten die Erzählungen des alten Tei Tetua über die heilige Heimat jenseits des Meeres noch immer in meinem Hirn, in der Ferne begleitet vom dumpfen Getöse der Wogen. Es klang wie eine Stimme

aus der Urzeit, die uns da draußen in der Nacht etwas erzählen wollte. Ich konnte nicht schlafen. Es war, als ob die Zeit nicht mehr existierte und Tiki und seine seefahrenden Männer gerade an Land gehen wollten, da unten am Strand in der Brandung. Da stürzte plötzlich ein Gedanke auf mich ein:

»Liv, hast du eigentlich gemerkt, daß die riesigen Steinbilder von Tiki droben im Dschungel auffallend an die mächtigen Steinplastiken in Südamerika erinnern, an diese Reste längst ausgestorbener Kulturen?!«

Da hörte ich deutlich ein anerkennendes Murmeln von der Brandung herauf. Und dann wurde sie langsam ruhig. Ich schlief ein.

So fing es vielleicht an. Auf jeden Fall begann so eine Kette von Geschehnissen, die schließlich uns sechs samt einem grünen Papagei auf ein Floß vor Südamerikas Küste brachte.

Es ist mir heute noch schrecklich, wie ich meinen Vater verärgert und meine Mutter und meine Freunde vor den Kopf gestoßen habe, als ich nach Norwegen zurückkam und meine Sammlungen von Käfern und Fischen von Fatuhiva dem Zoologischen Museum der Universität übergab. Ich wollte meine Tierstudien abschließen und mich auf die Erforschung primitiver Volksstämme verlegen. Die ungelösten Rätsel der Südsee hatten mich in ihren Bann gezogen. Sie mußten eine vernünftige Lösung haben, und ich setzte mir zum Ziel, die Sagengestalt Tiki zu identifizieren.

In den folgenden Jahren waren Brandung und Dschungelruinen wie ein ferner und unwirklicher Traum, der hinter meinen Arbeiten über die Stämme der Südsee stand.

So sinnlos wie der Versuch, mit Bücherstudium und Museumsbesuchen die Gedanken und Handlungen eines Naturvolkes verstehen zu wollen, so sinnlos ist es aber auch für einen Forschungsreisenden der Gegenwart, all die Gegenden selbst aufzusuchen, die er in einem einzigen Band dargestellt finden kann.

Wissenschaftliche Werke, Darstellungen aus den Tagen der Entdeckungen und endlose Sammlungen in den Museen Europas und Amerikas boten mir eine Überfülle an Material für das Puzzlespiel, das ich zusammensetzen versuchte.

Seit die Südseeinseln nach der Entdeckung Amerikas von Europäern erreicht wurden, haben Forscher verschiedenster Wissensgebiete einen nahezu unübersehbaren Berg von Nachrichten über die Polyn-

sier und ihre Nachbarn zusammengetragen. Aber es gab nie eine Einigung über die Herkunft dieses isolierten Menschenschlages oder über die Ursache, warum er sich gerade auf die einsamen Inseln des östlichen Pazifiks beschränkt.

Als die ersten Europäer sich auf dieses größte aller Weltmeere hinausgewagt hatten, entdeckten sie zu ihrem Erstaunen mitten darin eine Menge kleiner gebirgiger Inseln und flacher Korallenriffe, getrennt voneinander und der übrigen Welt durch unendliche Seestrecken. Und jede einzelne dieser Inseln war bereits von Menschen bewohnt, die viel früher hierhergekommen waren. Schön und hochgewachsen, liefen sie ihnen am Strande mit Hunden, Schweinen und Hühnern entgegen. Woher waren sie gekommen? Sie redeten eine Sprache, die kein anderes Volk verstand, und unsere Rasse, die sich keck Entdecker der Inseln nannte, fand hier wohlbestelltes Land und Dörfer mit Tempeln und Hütten auf jedem kleinsten bewohnbaren Eiland. Ja, auf manchen Inseln gab es sogar uralte Pyramiden, gepflasterte Straßen und steinerne Statuen in den Ausmaßen eines vierstöckigen Hauses.

Aber die Klärung des Geheimnisses blieb aus. Wer waren diese Leute, und woher kamen sie?

Man kann ruhig sagen, daß die Antworten auf diese Rätsel ebenso zahlreich sind wie die Bücher, die sich damit befassen. Die Spezialisten der verschiedenen Kulturbereiche haben auch verschiedene Lösungen ausgeheckt, aber ihre Behauptungen wurden stets widerlegt durch logische Beweise der Fachleute, die in anderer Richtung arbeiteten. Die malaiischen Inseln, Indien, China, Japan, Arabien, Ägypten, der Kaukasus, Atlantis, ja sogar Deutschland und Norwegen wurden für die Herkunft der Polynesier verantwortlich gemacht, aber immer ergab sich irgendein entscheidender Haken, der wieder die ganze Theorie in der Luft schweben ließ.

Wo aber die Wissenschaft stehenbleiben mußte, hatte die Phantasie freies Spiel. Die geheimnisvollen Riesenpfeiler aus Stein auf der Osterinsel und all die anderen Kulturreste unbekanntem Ursprungs auf diesem winzigen offenen Eiland, das so mutterseelenallein genau in der Mitte zwischen der nächsten Insel und der Küste Südamerikas liegt, verleiteten geradezu zu den verschiedensten Spekulationen. Viele wollten in den Funden auf der Osterinsel offenkundige Überreste von Südamerikas prähistorischen Kulturen sehen. Vielleicht waren die Osterinsel und all die anderen Südseeinseln, die entsprechende

Denkmäler besaßen, Reste eines versunkenen Kontinents, die noch über die Meeresfläche ragten?

Das wäre nun eine brauchbare Theorie und eine annehmbare Erklärung gewesen, aber sie war weder bei Geologen noch anderen Forschern geschätzt. Im Gegenteil! Die Zoologie bewies ganz scharf an Hand der Untersuchung von Insekten und Schnecken auf den Südseeinseln, daß diese in der ganzen Menschheitsgeschichte vollständig isoliert voneinander und von den umgebenden Kontinenten waren, genauso, wie sie es auch heute noch sind.

Wir wissen daher mit aller Bestimmtheit, daß die urpolynesische Rasse einmal treibend oder fahrend diese abgelegenen Inseln erreicht hat – mit oder gegen ihren eigenen Willen. Unterzieht man die Südseeinsulaner einer gründlicheren Untersuchung, so wird man entdecken, daß es nicht allzu viele Jahrhunderte her sein kann, daß sie an Land gingen. Denn obwohl die Polynesier über eine Meeresfläche verteilt leben, viermal so groß wie ganz Europa, so sind sie doch nicht so weit, wirklich verschiedene Sprachen auf den verschiedenen Inseln entwickelt zu haben. Von Hawaii im Norden nach Neuseeland im Süden, von Samoa im Westen zur Osterinsel im Osten sind es Tausende von Seemeilen, und trotzdem sprechen diese isolierten Stämme Dialekte einer Sprache, die wir Polynesisch nennen. Die Schrift ist auf all diesen Inseln unbekannt mit Ausnahme einiger Holzplatten mit unentzifferbaren Hieroglyphen, die die Eingeborenen auf der Osterinsel aufbewahrten, ohne daß sie selbst oder irgendein anderer sie lesen konnten. Aber Schulen hatten sie, und ein poetischer Geschichtsunterricht war ihr wichtigstes Fach, denn in Polynesien war Geschichte dasselbe wie Religion. Sie verehrten ihre Ahnen und pflegten die Erinnerung an die toten Häuptlinge bis in die fernen Zeiten Tikis, von dem sie zu berichten wußten, er sei der Sohn der Sonne gewesen.

Auf fast jeder einzelnen Insel konnten gelehrte Männer die Namen aller Häuptlinge auswendig bis zurück in die Zeit, in der die Eilande besiedelt wurden. Als Erinnerungshilfe verwendeten sie dabei oft ein verwickeltes System von verzweigten Knotenschnüren gleich dem, das die Inka-Indianer in Peru gebrauchten. Moderne Forscher haben alle diese lokalen Genealogien der verschiedenen Inseln verglichen und dabei herausgefunden, daß sie untereinander verblüffend genau übereinstimmen, sowohl in den Namen wie in der Anzahl der Generationen. Daraus konnte man errechnen, daß die Südseeinseln, wenn man eine durchschnittliche polynesische Generation von fünfundzwanzig

Jahren annimmt, nicht vor etwa 500 n. Chr. bevölkert wurden. Eine neue Kulturwelle mit wieder einer neuen Häuptlingsreihe deutet auf eine andere und noch spätere Einwanderung, die dieselben Inseln erst um 1100 n. Chr. erreicht haben kann.

Aber woher konnte diese späte Einwanderungswelle kommen? Die wenigsten Forscher scheinen den entscheidenden Faktor in Betracht gezogen zu haben, daß es ein rein steinzeitliches Volk war, das die Inseln in so später Zeit erreichte. Trotz Intelligenz und erstaunlich hoher Kultur in allen anderen Bereichen brachten diese Seefahrer eine bestimmte Art von Steinbeilen mit sich und eine Reihe anderer charakteristischer steinzeitlicher Geräte, die sich auf den Inseln verbreiteten. Wir dürfen nicht vergessen, daß es, abgesehen von dem primitiven, isolierten Volk der Urwälder und gewissen tiefstehenden Stämmen, keine fortpflanzungsfähige Kultur in der Welt gab, die sich noch um 500 oder 1100 n. Chr. im Steinzeitalter befand, außer denen in der Neuen Welt. Dort war selbst den höchsten Indianerkulturen der Gebrauch des Eisens völlig unbekannt. Sie verwendeten Steinäxte und -geräte derselben Typen, die auch auf den Südseeinseln bis zur Zeit der Entdeckung in Gebrauch waren.

Diese zahlreichen Indianerkulturen waren die nächsten Verwandten der Polynesier im Osten. Im Westen wohnten nur Australiens oder Melanesiens dunkelhäutige und primitive Naturvölker, entfernte Verwandte der Neger, und dahinter lagen wieder Indonesien und Asiens Küste, wo die Steinzeit weiter zurückliegt als vielleicht irgendwo anders in der Welt.

So richteten sich meine Aufmerksamkeit und meine Vermutungen immer mehr fort von der Alten Welt, wo schon so viele gesucht und noch keiner gefunden hatte, hinüber auf Amerikas bekannte und unbekannte Indianerkulturen, die bisher keiner in Erwägung gezogen hatte. Und gerade auf der nächsten Küste, genau ostwärts, wo die südamerikanische Republik Peru sich heute vom Stillen Ozean in die Berge hinauf erstreckt, fehlte es nicht an Spuren, wenn einer nur suchen wollte. Hier hat einmal ein unbekanntes Volk gelebt und eine der seltsamsten Kulturen der Welt begründet, bis es plötzlich in der Vorzeit wieder verschwand, wie vom Erdboden verschluckt. Es hinterließ ungeheure, menschenähnliche Steinstatuen, die an die von Pitcairn, Marquesas und von der Osterinsel erinnern, und mächtige Stufenpyramiden, die denen auf Tahiti und Samoa entsprechen. Steinblöcke, so groß wie Eisenbahnwagen, meißelten diese Menschen mit Steinbei-

len aus dem Berg und transportierten sie meilenweit durch die Gegend, stellten sie auf oder schichteten sie übereinander, um Tore, Zyklopenmauern und Terrassen zu bauen gleich denen, die wir auf einzelnen Südseeinseln finden.

Als die ersten Spanier nach Peru vordrangen, hatten die Inka-Indianer ihr gewaltiges Reich in diesem Bergland. Sie erzählten ihnen, daß die ungeheuren Denkmäler, die so verlassen in der Landschaft standen, von einem Geschlecht weißer Götter erbaut worden seien, die hier gewohnt hätten, bevor die Inkas selbst die Macht übernahmen. Diese verschwundenen Baumeister wurden als weise und friedliebende Lehrer geschildert, die ursprünglich einmal, im Anfang der Zeiten, von Norden hergekommen waren und die primitiven Vorväter der Inkas in Baukunst und Ackerbau wie auch in Sitten und Gebräuchen unterwiesen hatten. Sie unterschieden sich von allen anderen Indianern durch weiße Haut und lange Bärte und waren auch höher an Wuchs. Schließlich verließen sie Peru so plötzlich, wie sie gekommen waren. Die Inkas übernahmen selbst die Macht im Lande, und die weißen Lehrmeister verschwanden für allezeit in westlicher Richtung von Südamerikas Küste in den Stillen Ozean.

Nun war es so, daß die Europäer, als sie auf die Südseeinseln kamen, baß erstaunten, wie viele von den Eingeborenen fast weiße Hautfarbe besaßen und Bärte trugen. Auf vielen Inseln waren es ganze Familien, die durch ihre auffallend helle Haut und ihr rötliches bis blondes Haar, durch ihre blaugrauen Augen und ein fast semitisches Aussehen infolge ihrer Adlernase hervorstachen. Die Polynesier selbst hatten ansonsten goldbraune Haut mit rabenschwarzem Haar und flache, stumpfe Nasen. Die Rothaarigen nannten sich selbst »Urukehu« und erzählten, daß sie direkt von den ersten Häuptlingen auf der Insel abstammten, die weiße Götter waren wie eben Tangaroa, Kane und Tiki. Die Legenden um die geheimnisvollen weißen Männer, von denen diese Insulaner sich herleiteten, waren über ganz Polynesien verbreitet. Als Roggweeen die Osterinsel im Jahre 1722 entdeckte, traf er zu seinem Erstaunen auch dort hellhäutige Männer an. Die Osterinselleute wußten selbst noch recht gut, daß ihre Vorväter einmal alle weiße Hautfarbe gehabt hatten, damals zu Tikis und Hotu Matuas Zeit, als sie über das Meer gekommen waren »aus einem gebirgigen Lande im Osten, das unter der Sonne verdorrt war«.

Nach allem, was ich las, tauchten in Peru überraschende Spuren kultureller, mythologischer und sprachlicher Art auf, die mich ständig tie-

fer und konzentrierter nachschürfen ließen, um die Ursprungsstätte des polynesischen Stammvaters Tiki zu identifizieren.

Und ich fand, was ich erhoffte. Eines Tages saß ich und las die Legenden der Inkas vom Sonnenkönig Virakocha, der selbst der Führer des verschwundenen weißen Volkes in Peru gewesen war. Hier stand:

»Der Name Virakocha stammt aus der Inkasprache (ketchua) und ist folglich neueren Datums. Der ursprüngliche Name des Sonnengottes Virakocha, der scheinbar in der alten Zeit Perus verwendet wurde, war Kon-Tiki oder Illa-Tiki, was Sonnen-Tiki oder Feuer-Tiki bedeutet. Kon-Tiki war der oberste Priester und Sonnenkönig der weißen Männer aus den Legenden der Inkas, die die ungeheuren Ruinen am Titicacasee hinterlassen haben. Die Legende berichtet, daß Kon-Tiki von einem Häuptling namens Cari angegriffen wurde, der aus dem Coquimbo-Tal kam. In einer Schlacht auf einer Insel des Titicacasees wurden die geheimnisvollen weißen und bärtigen Männer vollständig massakriert, während Kon-Tiki selbst und seine nächsten Gefolgsleute entkamen und schließlich an die Küste gelangten, von der sie am Ende über das Meer nach Westen entschwanden.«

Ich war nun nicht mehr länger im Zweifel, daß der weiße Häuptlingsgott Sonnen-Tiki, von dem die Inkas berichteten, daß ihn ihre Vorväter auf den Stillen Ozean getrieben hatten, mit dem weißen Häuptlingsgott Tiki identisch war, mit Tiki, dem Sohn der Sonne, den alle Bewohner der östlichen Südseeinseln als ihren ursprünglichen Stammvater feierten. Die Details um Sonnen-Tikis Leben in Peru mit den alten Ortsnamen rund um den Titicacasee tauchten in den historischen Erzählungen der Eingeborenen der Südsee wieder auf.

In ganz Polynesien fanden sich aber auch andere Spuren, die darauf hindeuteten, daß die Inseln nicht lange allein Sonnen-Tikis friedlichem Geschlecht verblieben. Es gibt Zeichen dafür, daß seetüchtige Kriegskanus, groß wie Wikingerschiffe, zwei und zwei zusammengebunden, Nordwestindianer über das Meer nach Hawaii und weiter über den Ozean zu all den anderen Inseln gebracht hatten. Ihr Blut vermischte sich mit dem Geschlecht Kon-Tikis, und sie brachten eine neue Kultur nach dem Inselreich. Das war das andere Steinzeitvolk, das Polynesien erreichte, ohne Metall, ohne Töpferei, ohne das Rad, ohne Webstuhl und ohne Getreide, in den Jahren um 1100 n. Chr.

Und das war nun auch die Ursache, daß ich in Britisch-Columbien saß und Felsbilder in altpolynesischem Stil unter den Nordwestindianern ausgrub zu der gleichen Zeit, als der Krieg in Norwegen begann.

Rechtsum! Linksum! Ganze Abteilung kehrt! Militärisches Trep-
penwaschen, Stiefelputzen, Funkerschule und Fallschirmausbildung –
das Ganze endete mit dem Murmansk-Konvoi nach Finnmarken. Dort
hauste der Kriegsgott der Technik, während sich der Sonnengott für
einen langen Winter empfahl.

Dann kam der Friede.

Eines Tages war die Theorie fertig. Ich wollte nach Amerika und sie
vorlegen.

2 Eine Expedition kommt zustande

*Bei den Spezialisten. Der springende Punkt. Im norwegischen See-
mannsheim. Letzter Ausweg. Der »Explorers Club«. Die neue Ausrü-
stung. Der erste Gefolgsmann. Ein Triumvirat. Ein Maler und zwei
Kriegskameraden. Nach Washington. Konferenz im Kriegsdepart-
ment. Mit der Wunschliste beim Generalquartiermeister. Schwierige
Finanzprobleme. Bei den Diplomaten der UN. Flug nach Ecuador.*

So hatte es also angefangen, am Strande einer Südseeinsel, wo uns
ein alter Eingeborener die Sagen und Erzählungen seines Geschlechts
berichtete. Viele Jahre später saß ich mit einem anderen Alten bei-
sammen, diesmal aber in dem finsternen Büro in den oberen Stockwer-
ken eines großen New Yorker Museums.

Rund um uns herum lagen in wohlgeordneten Glasschränken die to-
ten Hüllen einer vergangenen Wirklichkeit, die in die graue Vorzeit
zurückwiesen. Im übrigen waren die Wände mit Büchern bedeckt.
Manche davon hatte ein Mensch geschrieben, und kaum zehn andere
auf der Welt hatten sie gelesen. Der alte Mann, der alle diese Bücher
gelesen und eine ganze Reihe davon auch selbst geschrieben hatte,
saß, weißhaarig und gütig, hinter seinem Schreibtisch. Aber ich mußte
ihm doch zu nahe getreten sein, denn unwillig umklammerte er die
Armlehne seines Stuhls. Er sah gerade so aus, als hätte ich ihm einen
Strich durch die Rechnung gemacht.

»Nein«, sagte er, »niemals!«

Genauso hätte wohl der Weihnachtsmann dreingeschaut, wenn je-
mand ihm hätte beweisen wollen, daß nächstes Jahr Heiligabend auf
den Johannistag fallen würde.

»Sie haben unrecht, vollkommen unrecht«, fing er wieder an und

schüttelte indigniert den Kopf, wie um einen unangenehmen Gedanken loszuwerden.

»Aber Sie haben ja meine Argumente noch gar nicht gelesen!« unternahm ich noch einen schwachen Versuch und deutete hoffnungsvoll auf das Manuskript, das auf dem Tisch lag.

»Argumente!« sagte er unwillig. »Sie dürfen ethnographische Probleme nicht wie ein Detektiv angehen!«

»Warum nicht?« entgegnete ich. »Ich habe alle Schlußfolgerungen aus eigenen Beobachtungen und aus den Tatsachen gezogen, die mir die Wissenschaft auf den Tisch gelegt hat.«

»Die Aufgabe der Wissenschaft ist reine Forschung und nicht, etwas Vorgefaßtes zu beweisen«, lächelte er. Vorsichtig legte er das uneröffnete Manuskript zur Seite und beugte sich über den Tisch vor:

»Es ist zwar völlig richtig, daß in Südamerika eine der merkwürdigsten Kulturen der Weltgeschichte zu Hause war und daß wir weder wissen, wer ihre Träger waren, noch wo sie geblieben sind, als die Inkas an die Macht kamen. Aber eines wissen wir jedenfalls mit Sicherheit: daß nämlich keines von den Völkern Südamerikas zu den Inseln im Stillen Ozean übergesiedelt ist.«

Er sah mich forschend an und fuhr fort:

»Wissen Sie auch warum? Die Antwort ist einfach genug – sie konnten diese Inseln niemals erreichen. Sie hatten keine Schiffe!«

»Sie kannten Flöße«, versuchte ich zögernd einzuwenden, »sie kannten Flöße aus Balsaholz.«

Der Alte lächelte wiederum:

»Ja. Sie können ja einmal versuchen, mit einem Balsafloß von Peru nach den Südseeinseln zu reisen.«

Ich blieb die Antwort schuldig. Es war spät geworden. Wir erhoben uns. Der alte Gelehrte schlug mir wohlwollend auf die Schulter, als er mich zur Tür begleitete, und versicherte mir, wenn ich Hilfe brauchte, sollte ich nur zu ihm kommen. Er gäbe mir aber den guten Rat, mich entweder auf Polynesien o d e r auf Südamerika zu spezialisieren und nicht zwei verschiedene Erdteile durcheinanderzubringen. Er wandte sich zum Tisch zurück.

»Sie haben das bestimmt vergessen«, sagte er und gab mir das Manuskript zurück. Ich sah auf den Titel: »Polynesien und Amerika. Das Problem ihrer Kulturverwandtschaft.« Ich klemmte also mein Manuskript unter den Arm und rauschte die Treppen hinunter, hinaus in den Trubel der Straßen.



Im „Explorers Club“ in New York wird der Reiseplan vor dem Start besprochen. Von rechts nach links: Der Grönlandfahrer Peter Freuchen, der Verfasser, Hermann Watzinger und der „Häuptling vom Clannfhearghius“.

Über die Andenkette auf der Suche nach Balsaholz. Im Jeep auf 4000 Meter Meereshöhe.



Bergindianer mit Packtieren, Indianerfrauen, die unterwegs Wolle spinnen, und Herden von Lamas stellen den einzigen „Verkehr“ in diesem einsamen Gebirgsland dar.



An diesem Abend ging ich aus und klopfte an die Tür einer alten Behausung in einem versteckten Winkel von Greenwich Village. Hier suchte ich immer Zuflucht mit den kleinen Problemen meiner Existenz.

Ein schwächtiges Männchen mit langer Nase musterte mich vorsichtig, bevor es mir mit breitem Lächeln die Tür öffnete und mich einließ. Er zog mich hinein bis in die kleine Küche, wo er mich Teller und Gabeln aufdecken ließ, während er selbst die Dose mit den unbestimmbaren, aber wohlriechenden eingemachten Früchten öffnete, die er über dem Gas gewärmt hatte.

»Nett, daß du gekommen bist«, sagte er, »wie geht's?«

»Schlecht«, erwiderte ich, »kein Mensch ist auf mein Manuskript neugierig.«

Er füllte die Teller, und wir beschäftigten uns mit ihrem Inhalt.

»Die Sache ist die«, sagte er, »daß alle, die du aufgesucht hast, nur glauben, du hättest eine beiläufige Idee. Du weißt, wieviel Leute mit merkwürdigen Ideen hier in Amerika auftauchen.«

»Und noch etwas!« sagte ich.

»Ja«, sprach er weiter, »die Beweisführung. Sie alle sind Spezialisten und glauben deshalb nicht an eine solche Arbeitsmethode, die in alle Fachgebiete – von der Botanik bis zur Archäologie – hineingreift. Sie begrenzen sich selbst im Umfang ihrer Forschungstätigkeit, um desto konzentrierter in der Tiefe schürfen zu können, um Details zu finden. Die Wissenschaft der Gegenwart fordert, daß jedes Fachgebiet seinen eigenen Boden umgräbt. Man ist es gar nicht mehr gewöhnt, daß einer die vielen Teilergebnisse durchsieht, die aus den verschiedenen Gebieten erwachsen, um sie zu einem großen Bild zusammenzusetzen.«

Er griff nach einem umfangreichen Manuskript.

»Schau her«, sagte er, »mein letztes Werk über das Vogelmuster in der chinesischen Bauernstickerei. Es hat mich geschlagene sieben Jahre gekostet, aber jetzt wurde es sofort zum Druck angenommen. Die Zeit fordert Detailstudien.«

Karl hatte recht. Aber Probleme des Stillen Ozeans zu lösen, ohne sie von allen möglichen Seiten zu beleuchten, bedeutet meiner Meinung nach dasselbe, wie ein Puzzlespiel nur mit Hilfe der Teile, die die gleiche Farbe haben, zusammensetzen zu wollen.

Wir hoben die Tafel auf, und ich half ihm beim Abwaschen.

»Was Neues von der Universität in Chicago?«

»Nein.«

»Na, und was sagte heute dein alter Freund vom Museum?«

Darauf ging ich ein:

»Er war überhaupt nicht interessiert. Er sagte, solange die Indianer nur offene Flöße hatten, könnte man unmöglich damit rechnen, daß sie die Inseln des Stillen Ozeans je erreicht hätten.«

Der kleine Mann begann plötzlich aufgeregt an seinem Teller zu reiben. »Ja«, sagte er, »also das war der springende Punkt! Tatsächlich, das ist auch für mich das Hindernis, an die Haltbarkeit deiner Theorie zu glauben.«

Ich blickte finster auf den kleinen Ethnologen, den ich bisher für einen verschworenen Bundesgenossen gehalten hatte.

»Aber mißverstehe mich nicht«, beeilte er sich hinzuzusetzen, »einerseits glaube ich, daß du recht hast, aber andererseits leuchtet es so wenig ein. Meine Vogelarbeit stützt ja deine Theorie.«

»Karl«, sagte ich, »ich bin so sicher, daß die Indianer den Stillen Ozean auf ihren Flößen überquert haben, daß ich bereit bin, ein solches Floß selbst zu bauen und über den Ozean zu fahren, nur um die Möglichkeit zu beweisen.«

»Ach, du bist ja verrückt!« Mein Freund nahm das als schlechten Scherz und lachte halb erschreckt allein bei der Vorstellung.

»Du glaubst also nicht, daß es möglich ist?«

»Ach, du bist wirklich verrückt! Mit einem Floß?!«

Er wußte nicht, was er erwidern sollte, und starrte mich nur an, als warte er auf das Lächeln, das den Spuk in nichts auflösen würde.

Er fand es nicht. Ich sah nun ein, daß praktisch keiner meine Theorie gutheißen würde, weil eine scheinbar endlose Meereswüste zwischen Peru und Polynesien lag, die ich nur mit Hilfe eines urzeitlichen Floßes überbrücken wollte.

»Hör zu«, Karl sah mich unsicher an, »gehen wir aus und heben wir einen!«

Das taten wir und ließen es nicht bei einem bewenden.

Diese Woche lief meine Miete ab. Gleichzeitig teilte mir ein Brief der norwegischen Staatsbank mit, daß ich keine Dollars mehr zu gewärtigen hätte. Valutaeinschränkungen. Ich packte die Koffer und stieg in die Untergrundbahn nach Brooklyn. Hier kam ich im norwegischen Seemannsheim unter, wo es eine kräftige und reichliche Kost gab und die Preise meiner Briefftasche angemessen waren. Ich bekam ei-

nen kleinen Raum unterm Dach und aß mit all den Matrosen drunten in einem großen Speisesaal.

Das seefahrende Volk flutete herein und hinaus. Sie waren unterschiedlich in ihren Typen, Dimensionen und Nüchternheitsgraden, aber eines hatten sie alle gemeinsam: sie wußten genau, was sie redeten, wenn sie von der See sprachen.

Ich lernte dabei, daß sich Wogen und Brecher nicht mit der Tiefe der See oder dem Abstand vom Lande verstärkten, ganz im Gegenteil, oft war eine Bö vor der Küste weit tückischer als auf offener See. Untiefen, die Brandung längs einer Küste oder Meeresströmungen, die sich am Lande entlangpreßten, konnten weit höhere Wellen emporwälzen, als sie draußen auf See üblich waren. Ein Fahrzeug, das sich an einer offenen Küste durchsetzen konnte, konnte sich auch weiter draußen halten. Mir wurde klar: eine grobe See konnte bei großen Schiffen Bug und Achterdeck in die Wassermassen tauchen, viele Tonnen Seewasser über Deck ergießen und Stahlrohre wie Zündhölzer knicken; daneben konnte ein kleines Boot in derselben See gut bestehen, solange es Platz genug zwischen den Wellenkämmen hatte, um frei darüber zu tanzen wie eine Möwe. Unter den Leuten war einer, der sich in einem Rettungsboot hatte bergen können, nachdem die Wogen das Schiff zum Sinken gebracht hatten.

Aber sie hatten nur eine geringe Erfahrung mit Flößen. Ein Floß, das war ja für sie auch kein Fahrzeug, das hatte weder Kiel noch Relling, es war nur eben etwas Schwimmendes, um sich in äußerster Not zu retten, bis man von irgendeinem Schiff aufgenommen wurde. Aber einer hatte doch großen Respekt vor Flößen auf schwerer See, denn er war drei Wochen auf einem solchen getrieben, nachdem ein deutscher Torpedo sein Schiff mitten auf dem Atlantik versenkt hatte.

»Aber auf einem Floß kann man nicht steuern«, setzte er hinzu, »es treibt hin und her, je nachdem der Wind geht.«

In der Bibliothek grub ich die Aufzeichnungen der ersten Europäer aus, die die Küste des Stillen Ozeans in Südamerika erreichten. Es mangelte weder an Skizzen noch Beschreibungen der großen Balsafloße der Indianer. Sie hatten Rahsegel, Schwerter und achtern ein langes Steuerruder, also konnte man auch manövrieren.

Wochen vergingen im Seemannsheim. Keine Antwort, weder von Chicago noch aus irgendeiner anderen Stadt, wohin ich Kopien meiner Theorien geschickt hatte. Niemand hatte sie gelesen.

So raffte ich mich eines Samstags auf und marschierte zu einem

Schiffshändler unten an der Water Street, wo ich höflich als Kapitän angedet wurde, als ich eine Pilotenkarte über den Stillen Ozean kaufte. Mit der Kartenrolle unter dem Arm nahm ich die Vorortbahn hinaus nach Ossining, wo ich ein gern gesehener Weekendgast bei einem jungen norwegischen Ehepaar auf einem hübschen Landsitz war. Er war früher Kapitän gewesen und jetzt Kontorchef bei der Fred Olsen Line in New York.

Nach einem erfrischenden Sprung ins Schwimmbassin war das Großstadtleben für den Rest des Wochenendes vergessen, und als Ambjörg mit dem Cocktaillablett kam, setzten wir uns im Sonnenschein auf die Wiese. Ich konnte jetzt nicht mehr länger an mich halten, sondern rollte die Karte auf und überfiel Wilhelm mit der Frage, ob er daran glaube, daß ein Floß Menschen lebendig von Peru zu den Südseeinseln transportieren könne.

Halb verblüfft, sah er mehr auf mich als auf die Karte, aber plötzlich gab er eine bejahende Antwort. Ich fühlte mich so leicht, als ob ich plötzlich Flügel bekommen hätte, denn ich wußte, alles, was mit Seefahrt zusammenhing, war für Wilhelm Beruf wie Leidenschaft. Rasch wurde er in meine Pläne eingeweiht. Zu meiner Entrüstung stellte er nur fest, daß dies der reine Wahnwitz sei.

»Aber du hast ja gerade gesagt, daß du es für möglich hältst«, unterbrach ich ihn.

»Ganz richtig«, gab er zu, »aber es besteht genau dieselbe Chance, daß es schiefgeht. Du hast ja noch nie in deinem Leben auf einem Balsafloß gestanden, und so stellst du dir plötzlich vor, du könntest mit einem solchen den Pazifik überqueren. Vielleicht geht es, vielleicht aber auch nicht. Die alten Indianer in Peru hatten wohl im Floßbau die Erfahrung von Generationen. Vielleicht gingen immer zehn Flöße kaputt, ehe eines die Überfahrt bestand, oder vielleicht gar Hunderte im Laufe der Jahrhunderte. Wie du bereits gesagt hast, manövrierten die Inkas auf offener See mit ganzen Flottillen von Balsafloßen. Da konnten sie auch vom Nachbarfloß gerettet werden, wenn etwas passiert war. Aber wer soll dich aus dem Wasser ziehen, mitten auf offenem Meer? Selbst wenn du Radio für den Notfall mitnimmst, so wird es wohl ziemlich schwer sein, zwischen den Wellenbergen tausend Meilen vom Land weg ein kleines Floß zu finden. Im Sturm kann man ja vom Floß hinuntergespült werden und schon längst ertrunken sein, bevor jemand zu Hilfe eilen kann. Es ist wohl besser, du wartest ruhig, bis einer Zeit gefunden hat, dein Manuskript zu lesen. Schreib weiter

und laß den Leuten keine Ruhe, alles andere ist sinnlos.«

»Ich kann nicht länger warten. Ich habe bald keinen Knopf Geld mehr in der Tasche.«

»Dann kannst du zu uns übersiedeln. Wie kannst du übrigens ohne Geld daran denken, eine Expedition von Südamerika aus in Gang zu setzen?«

»Es ist viel leichter, für eine Expedition Interesse zu wecken als für ein ungelesenes Manuskript.«

»Aber was kannst du damit erreichen?«

»Das wichtigste Gegenargument gegen die Theorie zu Fall zu bringen, ganz abgesehen davon, daß die Wissenschaft auf die Angelegenheit aufmerksam wird.«

»Und wenn es schiefght?«

»Dann ist eben der Beweis noch nicht erbracht.«

»Da würdest du ja deine eigene Theorie in den Augen aller bloßstellen.«

»Vielleicht. Aber trotzdem hätte ja einer von zehn Erfolg haben können, wie du früher gesagt hast.«

Die Kinder des Hauses kamen, um Krocket zu spielen, und so sprachen wir an diesem Tag nicht mehr davon.

Am nächsten Wochenende stellte ich mich wieder in Ossining ein, abermals mit der Kartenrolle unter dem Arm, und als ich ging, führte ein langer Bleistiftstrich von der peruanischen Küste nach den Tuamotu-Inseln im Stillen Ozean. Mein Freund, der Kapitän, hatte die Hoffnung aufgegeben, mir meine Idee auszureden, und so hatten wir stundenlang beisammengesessen und hatten die voraussichtliche Trift des Floßes berechnet.

»Siebenundneunzig Tage«, sagt Wilhelm, »aber leider nur unter theoretisch idealen Verhältnissen mit chronischem Rückenwind und vorausgesetzt, daß das Floß wirklich so segeln kann, wie du glaubst. Du mußt absolut mit mindestens vier Monaten Fahrzeit rechnen, aber auf mehr vorbereitet sein.«

»All right«, sagte ich zufrieden, »dann rechnen wir eben mit vier Monaten, machen es aber in siebenundneunzig Tagen.«

Der winzige Raum im Seemannsheim schien mir doppelt anheimelnd, als ich an diesem Abend zurückkam und mich mit der Karte auf die Bettkante setzte. Ich schritt den Fußboden ab, soweit es mir das Bett und die Kommode gestatteten, mich durchzuwinden.

Gott sei Dank, das Floß würde größer werden als dieser Raum. Ich

lehnte mich weit aus dem Fenster, um einen Blick auf den fast vergessenen Sternenhimmel der Großstadt zu werfen, von dem nur ein kleiner Ausschnitt zwischen den hohen Hinterhofmauern sichtbar war. Und wenn auch wenig Platz auf dem Floß sein würde, es würde doch genug Raum für einen ganzen Sternenhimmel über uns sein.

Im Westen, 42. Straße, am Zentralpark, liegt einer der exklusivsten Klubs von New York. Nur ein kleines Messingschild »Explorers Club« verrät dem Vorbeigehenden, daß hinter der Tür etwas Ungewöhnliches zu erwarten ist. Tritt man aber erst ein, so ist es, als sei man nach einem Sprung mit dem Fallschirm mitten in einer fremden Welt gelandet, Tausende Meilen weit von den Automobilreihen New Yorks, über denen sich die Wolkenkratzer erheben. Wenn sich die Türe nach New York hinter einem geschlossen hat, wird man von einer Atmosphäre von Löwenjagden, Bergbesteigungen und Polarleben verschlungen, die sich merkwürdig mit dem Gefühl mischt, im Salon einer komfortablen Jacht zu sitzen, die sich gerade auf Weltreise befindet. Trophäen von Nilpferd und Hirsch, mächtige Geweihe, Stoßzähne, Kriegstrommeln und Spieße, Indianerteppiche, Götterbilder und Schiffsmodelle, Flaggen, Fotografien und Karten umgeben die Mitglieder des Klubs von allen Seiten, wenn sie sich hier zum Fest oder zum Vortrag über ferne Länder vereinigen.

Seit meiner Reise nach den Marquesas-Inseln war ich zum aktiven Mitglied des Klubs gewählt worden, und als Fuchs versäumte ich selten eine Versammlung, wenn ich in der Stadt war. Als ich deshalb an einem regenschweren Novemberabend den Klub betrat, war ich trotzdem erstaunt, das Lokal in einer ganz anderen Verfassung als gewöhnlich vorzufinden. Mitten auf dem Boden lag ein aufgeblasenes Gummifloß mit Rettungsbootrationen und Zubehör, während Fallschirm, Gummikleidung, Rettungswesten und Polarausrüstungen Wände und Tische bedeckten. Daneben lagen Wasserdestillationsapparate und andere bemerkenswerte Erfindungen. Ein neugewähltes Mitglied des Klubs, Oberst Huskin vom Ausrüstungskommando der Luftwaffe, wollte einen Vortrag mit Vorführungen über eine ganze Reihe von neuen militärischen Erfindungen halten, die seiner Meinung nach in Zukunft auch für wissenschaftliche Expeditionen in der Arktis wie in den Tropen von Nutzen sein konnten.

Nach dem Vortrag gab es eine lebhafte und rege Diskussion. Dänemarks allbekanntester Polarforscher Peter Freuchen erhob sich, groß und

breit, und fuhr sich skeptisch durch den mächtigen Bart. Er hatte kein Zutrauen zu solchen neumodischen Patenten. Er hatte selbst einmal Eskimokajak und Schneehütte mit Gummiboot und Taschenzelt auf einer seiner Grönlandexpeditionen vertauscht, aber das hätte ihm auch um ein Haar das Leben gekostet. Zuerst wäre er fast in einem Schneesturm erfroren, weil der Gleitverschluß des Zeltes so stark vereist war, daß es unmöglich war, hineinzukommen, und später war er auf Fischfang gewesen, als der Haken sich in dem aufgeblasenen Gummiboot verfing, so daß dieses ein Loch bekam und ihm wie ein Stein unter den Füßen wegsackte. Kaum konnte er sich und seinen Eskimofreund in ein Kajak hinüberretten, das ihm zu Hilfe eilte. Seitdem war er davon überzeugt, daß kein noch so phantasievoller moderner Erfinder durch Laboratoriumsversuche etwas Besseres austüfteln könnte, als die Erfahrung von Jahrtausenden die Eskimos gelehrt hatte, in der ihnen vertrauten Umgebung zu verwenden.

Die Debatte endete mit einem überraschenden Angebot Oberst Huskins: aktive Mitglieder des Klubs konnten für ihre nächste Expedition alles, was sie sich nur wünschten, von den neuen Erfindungen, die er gerade demonstriert hatte, aussuchen unter einer einzigen Bedingung, nämlich dem Laboratorium ihre Erfahrungen mitzuteilen, wenn sie zurückkehrten.

Und dabei blieb es.

Ich war der letzte, der an diesem Abend die Klubräume verließ. Ich mußte jedes kleinste Detail in der glänzenden neuen Ausrüstung studieren, die plötzlich in meine Hände gelegt war und mir zur Verfügung stand, wenn ich nur den Wunsch äußerte, sie zu verwenden. Es war genau das, was ich suchte: eine Ausrüstung für den Versuch, das Leben zu retten, wenn sich das Floß wider alle Erwartungen auflösen sollte und wir keine anderen Flöße in der Nähe hätten.

Am nächsten Morgen beim Frühstückstisch im Seemannsheim beschäftigte diese ganze Ausrüstung noch immer meine Gedanken, als ein gutgekleideter, athletisch gebauter junger Mann sich mit seinem Frühstückstablett zu mir setzte. Wir kamen ins Gespräch, und es zeigte sich, daß er genauso wenig Seeman war wie ich, sondern ein Diplomingenieur aus Trondheim, der hier in Amerika Maschinenteile kaufen und Erfahrung in Kältetechnik erwerben wollte. Er wohnte in der Nähe und aß oft im Seemannsheim, dessen gute norwegische Küche er schätzte. Er fragte mich, was ich treibe, und ich berichtete ihm in kurzen Zügen meine Pläne. Ich erwähnte, daß ich, wenn ich bis Ende die-